

Einleitung:



Die Eltern von Reine Seidlitz stammten aus Deutschland, ihr Vater arbeitete in Paris. Dort ist Frau Seidlitz 1913 zur Welt gekommen. Am Anfang des 1. Weltkriegs flohen ihre Mutter und Großmutter mit ihr über Genf nach Zürich, wo sie auch aufgewachsen ist. 1921 zog die Familie für 2 Jahre nach Berlin und vermietete ihr Haus in Zürich. Nach ihrer Rückkehr nach Zürich durften sie nicht wieder zurück in ihr eigenes Haus. Nach wiederholten, gescheiterten Versuchen, die Aufenthaltsgenehmigung zu erhalten, zogen sie nach Baden und verkauften ihr Haus in Zürich. Der Vater bekam in der Schweiz keine Arbeitserlaubnis und arbeitete wieder in Paris, um die Familie zu versorgen.

Zu Anfang des 2. Weltkriegs 1939 befanden sich ihre Eltern in Paris, während Reine Seidlitz ihre Lehre in der Pflegerinnenschule in Zürich anging. Ab 1943 verschärfte sich die Situation, in Paris durfte ihr Vater nicht mehr arbeiten. Er und seine Frau flohen vor den Deutschen in die unbesetzte Zone und dann weiter Richtung Schweiz, bis zur französischen Seite des Genfer Sees. Weiter kamen sie nicht. Ihre Tochter versuchte jahrelang eine Einreisebewilligung für die Eltern zu bekommen, die in großer Gefahr waren. Sie bekam nur Ablehnung, bis ihre Eltern 1944 deportiert und in Auschwitz ermordet wurden. Interview mit Reine Seidlitz (aus dem Jahr 1998)

»Wo und wann sind Sie geboren? Wie haben Sie Ihre Kindheit erlebt?

Ich kam am 26. November 1913 in Paris zur Welt, wo mein Vater ein Büro hatte. Meinen ersten Geburtstag verlebte ich allerdings schon in der Schweiz, wohin wir zu Anfang des 1. Weltkrieges mit der Mutter und der Großmutter flüchteten, zuerst nach Genf, dann nach Zürich. Meine bewussten Erinnerungen beginnen in der Schweiz, in Zürich, das ich immer als meine Heimat betrachtet habe und das ich, trotz aller Schwierigkeiten, die ich hatte, liebe. Meine Eltern sind gebürtige Berliner. Als ich sieben Jahre alt war, zogen wir nach Berlin. Das Haus in Zürich an der Wilfriedstraße vermieteten wir mit allen Einrichtungsgegenständen an eine Familie Katz, und auch Fanny und Mathilde, unsere beiden Hausangestellten, blieben dort. Wir wollten nach einem Jahr wieder zurückkehren. Tatsächlich blieben wir dann zwei Jahre. Es gefiel mir gar nicht in Berlin. Wenn man mich fragte, was ich mir zum Geburtstag wünsche, dann schrieb ich in großen Buchstaben: „Zurück in die Schweiz“. In die Schweiz kehrten wir kurz nach der Inflation zurück. Und dann passierte das Unglaubliche. Bevor wir nach Berlin gingen, fragte mein Vater auf der Fremdenpolizei nach, was er machen solle. Diese sagten ihm, er solle sich abmelden und nach seiner Rückkehr gleich wieder anmelden. Als wir wieder zurück in Zürich waren, hieß es ganz anders: „Ihr dürft nicht wieder in euer Haus einziehen! Ihr benötigt eine neue Niederlassungsbewilligung für die Schweiz!“. Wir mussten also im Hotel wohnen. Wir dachten, es würde sich höchstens um ein paar Tage handeln, bis sich alles regelt. Doch das Gesuch wurde abgelehnt. Man riet uns, in den Aargau zu ziehen, es sei dort einfacher, eine entsprechende Aufenthaltsgenehmigung zu erhalten. Die Gesuche liefen weiter. Ich konnte immerhin wieder zur Schule gehen, während wir in immer bescheidenere Hotels umzogen. Man stelle sich vor: Das spielte sich alles weit vor der Hitlerzeit ab (Anfang 20er Jahre). Irgendwann mussten wir einsehen, dass unser Haus in Zürich endgültig verloren war. Wir konnten also nie wieder in unser Haus mit unseren Möbeln, Hausangestellten, mit unseren Sachen zurückkehren. Wir blieben in Baden, wo wir ein Haus an der Römerstraße 35 bezogen. Meiner Mutter wurde während der gesamten Zeit die Einbürgerung verwehrt, obwohl wir in der Schweiz Steuern zahlten. Sie hatte nur jeweils für sechs Monate eine Aufenthaltsgenehmigung. Für mich als Schulkind bewilligte man schliesslich, nach Zahlung eines sehr hohen Betrages, die Einbürgerung. Dafür legte meine Großmutter zuvor jeden Rappen zur Seite.

Es war eine unglaublich schwierige Situation, mein Vater erhielt keine Arbeitserlaubnis und so musste er nach Paris gehen, denn wir hatten kein Kapital. Der Vater hatte das Büro in Paris, wir lebten in Baden. Manchmal kam er uns besuchen, oder meine Mutter fuhr nach Paris. Am Kriegsanfang 1939 befanden sich meine Eltern in Paris.

Welche Nationalität hatten Ihre Eltern?

Ursprünglich hatten sie polnische Papiere. Dann wurden sie staatenlos.

Ihre Eltern befanden sich 1939 in Paris. Kamen Sie noch einmal in die Schweiz?

Nein, sie blieben in Paris. Und dann geschah eben das Schreckliche, dass ich mich bemühte, sie zurückzubringen, was aber verhindert wurde. Es kam eine Abweisung von der Polizei. Mein Vater durfte bald auch nicht mehr in Frankreich arbeiten, da stand die Todesstrafe darauf. Frankreich wurde ja von den Deutschen besetzt. Meine Eltern flohen, wie viele andere, in die unbesetzte Zone, und als die Deutschen später in diese Zone einmarschierten, gab es France libre nicht mehr. Die Emigranten, die meist aus Holland und Belgien kamen, und die zuvor in der Zone saßen, waren mit dem Einmarsch der Nazis dort in eine Falle geraten. Der einzig mögliche Fluchtort war die Schweiz. Man ging also Richtung Savoyen; die Franzosen kollaborierten bereits mit den Deutschen. Meine Eltern waren dann am Genfer See, auf der französischen Seite. Ich ging nach Genf arbeiten, in das Centre Henri Dunant, das einzige Aufanglager des Schweizerischen Roten Kreuzes für Mütter und Kinder. Erstens zog es mich zu den Flüchtlingen, mit denen ich arbeiten wollte, und zweitens hoffte ich natürlich, durch die Nähe zur Grenze irgendetwas für meine Eltern arrangieren zu können. Sie hielten sich in einem Dorf unweit der Schweiz auf. Von dort aus konnte man noch schreiben, die Briefe wurden schon vom Oberkommando der Wehrmacht abgestempelt, sie waren also bereits in großer Gefahr. Mein Vater unterschrieb auch nicht mehr mit seinem richtigen Namen, es gab keinen Absender. In dem Auffanglager des Roten Kreuzes waren meist jüdische Flüchtlinge. Zum Teil waren es Kinder, die ohne Familie kamen, die über den Stacheldraht gehoben wurden, die noch Kratzwunden hatten vom Stacheldraht. Man hatte diese mit Mercurochrom bestrichen, sie sahen alle bunt wie Indianer auf dem Kriegsfeldzug aus. Einige der kleinen Kinder erinnerten sich nurmehr an ihre Vornamen, sie wussten also gar nicht, wer sie waren. Ich leitete eine Gruppe von sechs- bis siebenjährigen Kindern, alle sehr lieb, sehr anhänglich, sehr zärtlich. Man hatte den Eindruck, sie erholten sich schnell. Ganz anders als etwa die jungen Mädchen, vierzehn, fünfzehn, sechzehn Jahre alt, die in einem furchtbaren Zustand waren. Wenn wir spazieren gingen und sie Schweizer Soldaten sahen, fingen sie an zu zittern und sagten: „Ce sont les Boches!“. Man musste sie beruhigen. Sie erzählten Geschichten, wie die Deutschen das kleine Schwesterchen einfach aus dem Fenster warfen. „Pourquoi“, sagten sie, „elle était si gentille.“ Das werde ich nie vergessen. Sie mussten mit eigenen Augen sehen, wie man ihre Eltern abgeführt oder erschossen hatte. Oft wussten sie gar nicht, wer sie rettete, sie wurden anonym von Hand zu Hand bis zur Grenze gereicht. Mütter mit Kindern ließ man zu gewissen Zeiten passieren. Es kamen Frauen mit jeweils einem Kind. Es stellte sich später heraus, dass die eine die Tante mit einer Nichte oder einem Neffen war. Man hatte den Kindern gesagt, sie müssten zur Tante Mami sagen, es ginge um Leben und Tod. Und diese Kinder verstanden das sofort und hielten Tage, oft Wochen durch, ohne sich zu verraten.

Bei der Nachtwache hatte ich damals einen neunjährigen Jungen, der mir half. Von ihm lernte ich viel. Er war eine Respektperson. Bei meinem nächtlichen Rundgang fand ich viele Bettnässer vor, und wenn ich mit der Taschenlampe leuchtete, kam mir manchmal ein Bächlein entgegen. Wieder hatte ich einmal so ein Kleines, das, kaum dass es auf dem Topf saß, nicht mehr wollte. Ich war ungehalten. Da trat der Neunjährige hinzu und sagte zu mir: „Vous savez, il a perdu ses parents“. Er kniete sich neben den Kleinen, nahm ihn liebevoll in den Arm und sagte: „Bouboule, fais pipi!“. Das war einfach verrückt, und ich dachte, ja, so sollte man sein. Das sind Erinnerungen an das, was Kinder alles vermögen.

Damals hatten Sie wahrscheinlich viel Schriftverkehr mit den Behörden?

Ich habe überhaupt jahrelang nur schreiben müssen, um einen Weg zu finden, meine Eltern aus Frankreich zu holen. Und es gelang mir nicht. Von Genf aus versuchte ich, einen sogenannten Passeur zu finden, der meine Eltern hinüberschleusen würde. Aber irgendwie verpassten sie den Passeur. Sie wurden schließlich von der Gestapo abgeholt und nach

Auschwitz deportiert. Gott sei Dank waren sie nur wenige Tage dort. Was sind das für Zeiten, wenn eine Tochter sagen muss, Gott sei Dank wurden sie bald umgebracht? Aber ich muss es von Herzen sagen, Gott sei Dank mussten sie nicht lange dort bleiben.

Vielleicht können Sie erzählen, was Sie damals in der Schweiz alles versuchten, um Ihren Eltern zu helfen.

Ich musste immer größere Summen an Geld hinterlegen. Die Schweiz stellte damals die Bedingung, ich weiß es nicht mehr ganz genau, etwa 1000 Franken pro Person abzuliefern. Aber ich war doch in der Ausbildung, ich hatte wirklich kein Geld. Und dann verlangten die Schweizer Behörden von mir ausserdem, dass ich Wohnraum nachwies, der nicht von Schweizern besetzt war. Ich hatte aber gar nicht das Recht, etwas zu mieten. Eine Freundin stellte mir schließlich ein Schreiben aus, dass sie ein Zimmer ihrer Dreizimmerwohnung meinen Eltern zur Verfügung stellen würde. Und neben all dieser Suche musste ich meine Lehrzeit absolvieren und arbeiten. Zuletzt hatte ich endlich alles beieinander, aber da war es bereits zu spät. Die Eltern kamen trotzdem nicht mehr rein. Das Ablehnungsschreiben habe ich noch hier. Die Begründung: „Die Zureise ist zur Zeit nicht erwünscht.“ Und in Schreibmaschine dazu gefügt: „Und auch nicht notwendig“. Und weiter: „Außerdem ist die Wiederausreise nicht gesichert“. Und hier ging es doch um Leute, die seit 1914 in der Schweiz gelebt hatten. Unterschrieben ist das amtliche Schreiben mit dem Namen Wunderlin.



Wie war das letzte Zusammensein mit Ihren Eltern?

Das letzte Mal habe ich meine Eltern 1942 gesehen. Das war in Juan-les-Pins. Meine Eltern begleiteten mich auf den Bahnsteig, mir drückte es fast das Herz ab. Sie winkten noch. Es war anders als sonst, das letzte Mal. Vielleicht habe ich da noch gar nicht geweint, erst als der Zug abfuhr. Und wir hatten ja immer noch etwas Hoffnung. Ich sage nicht gerne adieu. Auch bei harmlosen Dingen sage ich bis heute seither nie adieu, ich sage immer, ich gehe dann. Das kommt sicher von damals. 1943 hatte ich noch einmal ein Gesuch an die französischen Behörden gestellt, hinüberzugehen. Im Antragsformular musste ich bezeugen, dass ich keine Jüdin sei. „Je déclare sur l'honneur de ne pas être juif.“ Ich las es. Das sind dann so die einsamen Momente im Leben. Ich wusste nicht, was tun, und ließ die Stelle leer. Ich erhielt kein Visum.

Wie erfuhren Sie von der Deportation Ihrer Eltern?

Ich arbeitete bis 1945 in Genf im Flüchtlingslager, bis es geschlossen wurde. Dort traf ich eine französische Frau, die geflüchtet war und die aus der Nähe von St. Badolf kam, in dem sich auch meine Eltern aufgehalten hatten. Der Kontakt zu meinen Eltern war irgendwann abgebrochen. Ich hatte Vertrauen zu ihr und bat sie, nachzusehen. Es vergingen Wochen, ohne dass ich etwas hörte. Kurz nach Ende des Krieges erhielt ich einen Brief. Darin stand, dass meine Eltern tatsächlich dort gewesen waren. Und dann hieß es... ich wusste, dass es jetzt kommen würde, da stand: „La Gestapo les a pris.“ Ich verlor die Fassung. Ich begann furchtbar zu schluchzen. Alle rannten herbei, um zu sehen, was geschehen war. Man sagte, ich solle keine Nachtwache mehr halten, aber ich dachte, ich müsse gerade jetzt normal weiterarbeiten, um meinen Verstand zusammenzuhalten. Ich glaubte immer noch, meine Eltern könnten gerettet werden. Ich war sehr streng mit mir, ich weinte nicht. Ich fuhr nach Frankreich zu dieser Frau, die mir den Brief von der Deportation meiner Eltern geschrieben hatte. Sie empfing mich ganz wunderbar. Man erzählte mir, was vorgefallen war. Schon 1944 wurden sie deportiert. Meine Eltern waren auf einem Spaziergang gewesen, in der Zwischenzeit fuhr die Gestapo mit einem Jeep vor. Die Eltern sahen, was sich vor der Tür abspielte, aber sie konnten nicht mehr davonlaufen. Mit sechzig oder siebzig Jahren rennt man nicht mehr so einfach davon. Die Gestapo nahm alles mit, was da war. Sie vergaßen die Badehose meines Vaters mitzunehmen. Und ein Wörterbuch und Steuerrechnungen aus Baden. Das war das Erbe meines Vaters. Sie sperrten die Eltern in die Küche. Dort stand ein Bettchen mit einem Baby, der Vater legte seine goldene Uhr und einen Brief an mich da hinein. Leider entdeckte es die Gestapo, sie konfiszierten den Brief. Den bekam ich also nicht, aber in meinen Gedanken erhielt ich ihn trotzdem. Die Uhr hätte ich gerne gehabt, aber die war schon von den Wohnungsbesitzern verkauft worden. Die beiden wurden abtransportiert. Man zeigte mir den Sammelort der Gestapo. Ich weiß nicht, ob sie nicht vielleicht von den Wohnungsbesitzern selbst verraten wurden, denn die Gestapo zahlte ein relativ hohes Kopfgeld für Denunziation. Ich hörte, dass meine Mutter einen Pelzmantel zum Kürschner zur Aufbewahrung gegeben hatte. Den holte ich ab, er konnte mir noch eine Jacke daraus machen. Die trug ich, bis sie fast auseinanderfiel. Das war es, was ich von meinen Eltern vorfand.

Wie ergeht es Ihnen heute als Jüdin in der Schweiz?

Vor zwölf Jahren etwa trat ich in die Jüdische Liberale Gemeinde ein. Ich fühlte mich dort von Anfang an wohl. In der Gemeinde erfuhr ich viel über religiöse Hintergründe, was mich nicht religiöser machte, mich aber interessierte. Es war auch das erste Mal, dass ich über meine Vergangenheit, meine Eltern und die schweren Erfahrungen sprechen konnte. Zuvor ging das vielleicht mit gewissen Freundinnen. Aber es kam nie wirklich zur Sprache. Nun wusste ich, dass ich unter Leuten bin, die nicht plötzlich eine antisemitische Bemerkung fallen lassen.

Welche Bemerkungen hörten Sie nach dem Krieg?

Sagen wir, es gab einen Laden, der Juden gehörte. Wenn es billiger war als alle anderen, dann hieß es, das ist eben ein Judengeschäft. War es teurer, dann hieß es auch, das ist eben ein Judengeschäft. Es spielte keine Rolle, blieb letztlich völlig austauschbar. Schlimm war es in der Bircherklinik, als die ersten Deutschen kamen. Einmal hatte ich eine Frau in der Badewanne, die meinte, man hätte gleich alle Juden umbringen sollen. Es ging keine Woche vorüber ohne ein solches Erlebnis.

Wie ist es jetzt, wenn sie alleine sind? Kommen die Erinnerungen stärker als früher?

Ja, viel stärker. Auch wegen der vielen Besprechungen in der Öffentlichkeit. Bisher war das alles wie unter einem Deckel. Und jetzt kommt es hervor. Besonders am Anfang, als ich hörte, dass die Eltern deportiert wurden, da gab es Momente, in denen ich mich selbst im Viehwagon, auf dem Transport, spürte. Ich litt mit, was sie gelitten haben, als wäre ich dabei gewesen, ihre Entbehrungen, ihre Demütigungen. Es gehörte einfach zu meinem Leben. Aber dennoch, mein Leben ist nicht zu vergleichen mit dem der anderen, ich war ja selbst nie im Lager.

Ihre Eltern kamen in Auschwitz ums Leben. Sie haben kein Grab. Fanden Sie sonst eine Möglichkeit, Ihrer Eltern zu gedenken?

Ja, ich unternahm sehr viel. Zuerst bemühte ich mich um die Todesurkunden, das dauerte lange. Dann meldete ich sie in Yad Vashem, der Shoah-Gedenkstätte in Jerusalem, an. Dann setzte ich mich mit anderen, deren Angehörige ermordet wurden, in unserer Gemeinde ein, dass sie einen Gedenkstein auf dem Friedhof bekamen, und den gibt es heute noch. Darauf steht: „Zur Erinnerung“ und das Todesdatum. Und dieses Gespräch ist ja auch ein Gedenkstein. Mir ist vor allem wichtig, dass ich gefragt werde und Antworten gebe und mitarbeite. Ohne Rücksicht darauf, ob ich nach einem solchen Gespräch schlafen kann oder nicht.«

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages Limmat, Zürich und der Herausgeber Dr. Raphael Gross, Dr. Eva Lezzi und Dr. Marc R. Richter

Quelle: „Eine Welt, die Ihre Wirklichkeit verloren hatte...“: jüdische Überlebende des Holocaust in der Schweiz. Hrsg.: Raphael Gross, Eva Lezzi, Marc R. Richter, 1999, Limmat Verlag, Zürich, S. 76-94.